

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1910

156 (13.7.1910) 2. Blatt

Deutschland.

Berlin, 13. Juli 1910.

Ein Halt der Steuerkränze wünschen jetzt sehr liberale und farblose Amtsblätter, während die Liberalen noch vor 12 Monaten 500 Millionen Mark dem Kaiser an neuen Steuern auflegen wollten, welche Summe bekanntlich das Zentrum auf 435 Millionen Mark herunterbrachte. So liegt man jetzt in einem bayerischen Amtsblatt folgende Zeilen: „Hat die Reichsregierung, hat die bayerische Regierung nun Kenntnis von der Stimmung, welche die fortgesetzten Steuererhöhungen im Volke erzeugen und welche Wirkungen dieselben für die kommenden Reichstagswahlen auslösen muß? Diese Fragen wird man bejaßen dürfen. Die Regierungen werden sich wohl klar darüber sein, daß sich im kommenden Jahre eine mächtige rote Flutwelle über Deutschland ergießen wird. Weniger klar dürfte sie sich darüber sein, wie man diese Ueberflutung einzudämmen kann. Ist es nun im nationalen Interesse gelegen, den Dingen ihren Lauf zu lassen, heißt es patriotisch handeln, allen Wünschen der Regierung auch weiterhin zuzustimmen, oder ist es nicht vielmehr Pflicht der Volkstretterung — wir meinen hier jenen Teil derselben, dem an der Erhaltung unserer Gesellschaftsordnung, an Vaterland und Monarchie etwas gelegen ist — ohne Rücksicht auf höhere Wünsche und herrschende Anschauungen einem unheilvollen Beginnen entgegenzutreten? Es ist unbedingt notwendig, im Reiche zu sagen, daß das Weitersteigen zur See auf die Dauer nicht mehr zu ertragen ist, weil es unserer ganzen Reichshandlung auf eine schiefe Ebene bringt. Will man aber der Marinevergrößerung keinen Einhalt tun, so lege man die Kosten dafür dem Großkapital auf, dessen Interessen hierbei hauptsächlich in Betracht kommen. Wenn das Reich seine Finanzen ohne ständige neue Steuererhöhungen in Ordnung bringen will, kann es nur durch eine Abkehr von dem Wege gehen, auf dem sie in Zerrüttung gekommen sind. Alles übrige wird Flickwerk ohne dauernde Wirkung bleiben.“

Die Apotheker- und Reichsfinanzordnung. Der Beschluß der Kommission für die Reichsversicherungsordnung in der Apothekerfrage ist so ziemlich das Unglücklichste, was festgelegt werden konnte; wenn dies Gesetz werden sollte, würden manche Apotheker einfach vertrieben. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der § 405: „Die Apotheken haben den Krankenfall für die Arznei nach näherer Bestimmung der obersten Verwaltungsbehörde einen Abzug von den Preisen der Arznei zu gewähren.“ eine erste Gefährdung der Kräfte vieler Apotheken im Gefolge haben muß, zumal nach § 404 die Klassen auch mit drohenden Abminderungen treffen können. Man muß sich klar machen, daß nach Annahme von 2500 Einkommensgrenze für verschärfte Vorschriften Personen fast der größte Teil der Apotheken kassieren werden und daß für den Arzt sowohl wie für den Apotheker nur ein geringer Bruchteil der Bevölkerung im freien Wettbewerb übrig bleibt. Diese Preise aber waren es, auf welche sich in erster Linie die Kräfte der Apotheker aufbauen konnten. Insbesondere schwer werden die kleinen Apotheken zu kämpfen haben, bei welchen kein Massenverkauf von Arzneimitteln stattfindet und die sich bislang noch gerade über Wasser gehalten haben. Nun ist aber nicht bestimmt worden, ob dieser Abzug der Höchstpreise ist und ob andere Abmachungen möglich sind. Wenn nämlich zuerst die Landesregierung 5 bis 15 Prozent Rabatt generell vor-

schreibt, und dann durch Verträge nochmals ein Abzug gewährt werden kann, dann sind zahlreiche Apothekereinstellungen einfach vernichtet. Dies wollen wir unter allen Umständen verhindern. Der Wunsch nach billigen Arzneimitteln ist gewiß begründet, aber man darf den Streit nicht auf dem Rücken der Apotheker austragen, man muß eben dann die Apotheken verstaatlichen oder in Gemeindefestigkeit überführen.

Ausland.

Frankreich.

Die Entvölkerung Frankreichs. Wieder einmal beschäftigt sich die öffentliche Meinung Frankreichs mit der fortschreitenden Entvölkerung. Es ist nämlich jetzt gerade die amtliche Statistik für das Jahr 1909 veröffentlicht worden, aus der hervorgeht, daß die Einwohnerzahl Frankreichs 39 252 245 beträgt. Der Zuwachs der Bevölkerung ist auf 13 124 pro Jahr herabgesunken, also auf einen Tiefstand angekommen, der bis jetzt noch niemals erreicht wurde. Auf 10 000 Einwohner kommt im Jahre 1909 ein Zuwachs von 3 Personen, während er im Jahre 1908 noch 12 betrug, im Jahre 1907 aber schon auf 5 herabgesunken war, 1906 dagegen mit 7 angeführt wurde.

Diese Ziffern sind natürlich traurig, fügt der Berichtserfasser des „Echo der Gegenwart“ dem an, wenn man bedenkt, daß in Deutschland auf 10 000 Einwohner ein jährlicher Zuwachs von 80, in England sogar ein solcher von 90 zu verzeichnen ist. Es ist daher begreiflich, daß die geographischen Faktoren auf Grund der letzten Statistik sich wieder einmal eingehend mit den Maßregeln beschäftigen, die event. angewendet werden müssen, um die Gefahr abzuwenden, die aus der immer mehr und mehr sinkenden Bevölkerungszahl für die Armee entsteht. Die Frage ist nicht neu, sie beschäftigt Frankreich schon seit Jahrzehnten und es sind schon die verschiedensten Vorschläge gemacht worden, um dem Uebel abzuwehren.

Neuerdings wieder haben sich einige Senatoren mit der Frage befaßt, und der Niederlage ist dem französischen Senat in Gestalt eines Antrages zugegangen, den der Professor Lannelongue eingebracht hat. Dieser Antrag enthält zwei Punkte, die seine Tendenz kennzeichnen; er bestimmt nämlich, daß die Jungweiber, die bis zum 20. Lebensjahre noch nicht verheiratet sind, eine ganz beträchtliche Militärsteuer entrichten sollen, und er verlangt außerdem, daß alle Staatsbeamten bis zum 25. Lebensjahre verheiratet sein müssen. Der erste Vorschlag hätte vielleicht Aussicht, angenommen zu werden, der zweite aber muß ganz entschieden auf Widerspruch stoßen, wenn man in Betracht zieht, wie miserabel die Beamten in Frankreich bezahlt werden, ganz abgesehen davon, daß es ja Gründe geben könnte, die den einen oder anderen Beamten veranlassen könnten, seinen Hausstand zu gründen. Wie viele sind zum Beispiel die Erben ihrer Familien, ihrer Mutter, ihrer Schwestern, ihrer schwämmigen Brüder oder eines tranten Vaters. Das Schlimmste aber an der Gesetzgebung ist, daß der Antrag eine gewisse Normalgröße von drei Kindern festsetzt, ganz abgesehen davon, daß die paar tausend Beamten bei einer Einwohnerzahl von 40 Millionen nicht bedeuten wollen. Also auch der Antrag Lannelongue wird trotz des großen Lantans, den man zu seinen Gunsten schlägt, nicht nur keine Annahme finden, sondern auch praktisch keine Bedeutung haben.

Frankreich leidet schwer unter seiner Irreligiosität. Was würde aus dem armen Frankreich werden, wenn es sich streng an die Moralgrundsätze der kath. Kirche halten würde. Es bräuhle wahrlich nicht solche außerordentliche Anträge, um der Entvölkerung vorzubeugen.

Badischer Landtag.

Unberechtigter Nachdruck der B.Z.K.-Berichte ist unter sagt.

Zweite Kammer.

116. öffentliche Sitzung.

B.Z.K. Karlsruhe, 12. Juli 1910.

Präsident Rohrhurst eröffnet die Sitzung um 9.30 Uhr. Am Regierungstisch: Minister von Bodman und Kommissare.

Auf der Tagesordnung steht die Interpellation Geppert, welche folgenden Wortlaut hat: Welche Maßregeln gedenkt die Großh. Regierung zu ergreifen, um die in verschiedenen Gegenden unseres Landes, vorab im Rendthal, Kinzigtal und Klemmbachtal mit Seitentälern, durch die bei der letzten Hochwasserkatastrophe herbeigeführten schweren Schädigungen von Gemeinden und Privaten einigermaßen zu mildern?

Abg. Geppert (Str.) begründet die Interpellation, gedenkt der schweren Heimjüngung gewisser Gegenden durch das Hochwasser und weist auf die Notwendigkeit der Hilfe hin. Glücklicherweise sind keine Menschenleben zu beklagen. Er bitte die Regierung, die Sache recht wohlwollend zu behandeln. Redner geht dann auf die Schäden einzelner Gemeinden in seinem Wahlkreis ein. Die Erdbeben im Rautenbachtal haben enorme Schädigungen herbeigeführt. Unter den betroffenen Gemeinden befindet sich auch die Gemeinde Erlach, die regelmäßig von Ueberflutungen heimgesucht wird. Ich glaube, auch bei der gepannten Finanzlage müssen wir Geld dazu haben, nicht nur Erlach, sondern auch den übrigen Gemeinden zu helfen. Er möchte bitten, daß im nächsten Budget eine Anforderung für die Rendthalkorrektur eingestellt werden möge. Im Rheintal sind eine Reihe von Gemeinden lange Zeit von dem Hochwasser heimgesucht worden. Er möchte wünschen, daß ihnen nicht allein die Hilfe der Regierung, sondern auch die der werftätigen Nächstenliebe möglichst bald fühlbar werde.

Minister von Bodman: Der Interpellant hat die Schäden richtig eingeteilt in solche, welche Mitte Juni sich einstellen und solche die erst später eintreten. Geingsucht wurden am Bodensee im Kreis Ueberlingen namentlich die Gemeinden Bodman, Moos und Znnang. Dann kommen die Schäden infolge der anhaltenden Regengüsse im Amt Waldshut, im Kinzig- und Rendthal. In Greifern ist ein Schaden von 50 000 Mk. entstanden. Es ist im Rheintal die Meinung verbreitet, die Rheinkorrektur sei schuld an dem Druckwasser. Diese Frage wird von der Oberdirektion geprüft. Im Nordrachgebiet sind viele Beteiligte schwer geschädigt. Auch im Jagittal hat es große Schäden gegeben. Die zweite Gruppe sind die Gemeinden im Rheintal außerhalb der Rheindämme und in der Ebene. Die Schäden sind hier zum Teil sehr bedeutend. Ganze Gemeinden sind überflutet, die Keller mit Wasser gefüllt. Der Verkehr findet in Schaden statt. Ein großer Teil der Ernte, namentlich die Kartoffeln sind vernichtet. Die Fruchtfelder und Wiesen können sich wieder erholen. Die Ueberflutung reicht bis Schwetzingen. Am 9. Juli hat sich in Mühlhausen, A. Wiesloch, ein Erdbeben ereignet, wo drei Häuser verschüttet und andere gefährdet wurden. Es sind kleine Leute dadurch getroffen, die sich allein nicht helfen können. Auch die Rebauern sind durch den Windstoß geschädigt. Der Schaden im Rheintal ist noch nicht ganz festgestellt; er wird auf eine Million geschätzt. Im Jahre 1876 betrug der Schaden 7 Millionen; ungefähr ebenso

groß war der Schaden 1882. Im Amt Offenburg hat sich eine Siltaktion gebildet. Ich gedenke mit dem Gesetz von 1876 zur Richtschnur zu nehmen. Damals ist die Regierung ermächtigt worden, aus der Amortisationskasse Beihilfen zur Wiederherstellung von Gebäuden zu gewähren. Ebenso sollen den Gemeinden Beihilfen zu teil werden; ebenso einzelnen bedürftigen Familien. Das Finanzministerium wird ermächtigt, Darlehen an Gemeinden und Private zu gewähren, wo dies erforderlich ist. Nun wird auch die Frage des Steuernachlasses im Antrag Schmidt (Str.) aufgeworfen. Einen allgemeinen Steuernachlaß halten wir nicht für nötig; in einzelnen Fällen kann Stundung gewährt werden. Ein besonderes Gesetz ist nicht nötig; 1876 hatten wir noch kein Statgesetz. Die Frage, wie geholfen werden kann, wird weiter geprüft. Es scheint da und dort das Vieh verkauft zu werden. Es fragt sich deshalb, ob den Gemeinden nicht auch Futter zugeführt werden soll. Auch Saatgut sollen sie erhalten. Ob Sammlungen veranstaltet werden sollen, möchte ich dahingestellt sein lassen. Zuerst muß man das Wasser verlaufen lassen. Dann kann man den Schaden feststellen. Es liegt mir sehr am Herzen, den Leuten möglichst rasch zu helfen. (Beifall im ganzen Haus.)

Abg. Schmidt-Karlsruhe (Str.): Nach der Erklärung des Ministers, die mich durchaus befriedigt, ziehe ich im Einverständnis mit den übrigen Antragstellern meinen Antrag zurück. Ich beantrage die Sprengung der Interpellation.

Minister von Bodman dankt für diese Vertrauensfundgebung. Es sind auch sanitäre Maßnahmen gewünscht; diese werden getroffen, können aber nicht ganz auf Staatskosten gemacht werden.

Abg. Schmidt-Karlsruhe (Str.): Er glaube, daß der Schaden mit einer Million nicht hoch genug gegriffen sei. Aus seinem Wahlkreis haben ihm die Bürgermeister den Schaden auf 1 1/2 Millionen angegeben. Er sei selbst dort gewesen. Das Wasser ist zwei Kilometer breit. Er sei im Raun über fruchtbares Ackerland gefahren, wobei das Ruder kaum mehr den Boden erreichte. Wo Gras von 1.20 Meter stand, das von armen Leuten gepädelt ist, steht das Wasser. Die Leute verloren so das ganze Futter. In Bittersdorf, wo der Schaden 150 000 Mk. beträgt, ist die Gefahr in sanitärer Hinsicht sehr groß. In den Niederungen liegen die Almende, die Grasnutzungen der Armen. Auch das Gras auf den Inseln ist vernichtet. Die Kartoffelernte ist ganz vernichtet. Höchstens können noch Rüben gebaut werden. In einzelnen Gemeinden, besonders in Altingen, wird bereits das Vieh verschleudert. Der Grund und Boden ist ohnehin verschuldet, deshalb muß auch den einzelnen armen Leuten mit Staatshilfe unter die Arme gegriffen werden. Die fleißige Bevölkerung geht einem harten Winter entgegen. Der Minister hat auch von der privaten Wohltätigkeit gesprochen. Leider regt sich nichts im Odemland, weil die Leute in der Gärde nicht das Glück haben, in Serbien oder sonst im Ausland geboren zu sein. Dem Minister sei er dankbar, daß er Hilfe im Sinne unseres Antrages zugeht; ich glaube ihn deshalb zurückziehen zu müssen. Er möchte schließen mit dem Wunsche, daß diese so schwer betroffene Bevölkerung durch Hilfe vom Staat und den Privaten vor dem Untergang bewahrt werden. Ich spreche auch im Namen der Abgg. Wümmel, Witemann, Schmund und Rödel.

Abg. Säger (natl.): Auch in seinem Bezirk, in der Gegend von Kehl, sind schwere Schäden zu ver-

Dämon Gold

oder das Erbe von Moultry Hall.

Kriminalroman aus dem Englischen des F. S. Smith in freier deutscher Bearbeitung von ...

(Fortsetzung.)

Von der Witwe des Kapitäns Gaston fand sich ein Testament vor, worin sie Mary zur Vormünderin ihrer Tochter ernannte — ein Auftrag, den der Graf alsbald im Namen seiner Gattin annahm; Lydia war von nun an eine Genossin seines Hauses. — Das letzte Geheimnis darf nun auch nicht länger unentdeckt bleiben,“ bemerkte Edward gegen Collin. „Sobald wir nach London kommen, laß ich das Haus in der Oxford Straße niederreißen. So müssen wir das Rästchen doch finden!“

In London angekommen, erfährt Collin Cray von seinem Schreiber, daß Mr. Smooth in den letzten Tagen wiederholt dagewesen und sich besonders an gelegentlich nach seiner Mißdeed erkundigt habe, daß er es aber abgesehen, den Grund seines Besuchs zu nennen, mit dem Bemerkten, daß es sich um eine Privatangelegenheit Mr. Crays handle. Mr. Smooth kam am selben Tage wieder. „Ich habe da eine interessante Verteidigung übernommen,“ bemerkte der Eintretende nach der ersten Begrüßung; „es handelt sich um einen Mann, der bisher in dem besten Aufse gestanden, nun aber des Mordes angeklagt ist.“ „Gumpbrey Skillet.“ „So heißt er,“ verietzte Mr. Smooth. „Mein Klient nun ist um Umständen bekannt, die mit Ihren künftigen Ansichten im Leben wesentlich zusammenhängen.“ „Er hat Sie getötet!“ bemerkte Collin lächelnd. „Sein Besuch schüttelte den Kopf, als wollte er sagen, daß er nicht so leicht zu täuschen sei. Die Sache ist etwas delikater Natur,“ sagte er, „darf ich offen reden?“ — „So offen, als es Ihnen beliebt,“ war die Antwort. — „Mein unglücklicher Klient,“ fuhr Gumpbrey Verteidiger fort, „kam Ihnen auf die Spur Ihrer Eltern verhehlen.“ — „Wirklich?“ Sehen wir nun aber den Fall, ich sei in diesem Punkte nicht neugierig,“ bemerkte Collin. — „Aber sie sind reich!“ — „Hat er sie genannt?“ — „Nein! das vermag er nicht; aber er kann Ihnen die Person namhaft machen, den Vertrauten eines vornehmen Herrn, der Sie als Kind in das Armenhaus gebracht hat.“ — „Bed-

ferd, bitte, fahren Sie fort.“ — Mr. Smooth sah etwas befürzt aus, als er den Namen hörte, und zögerte. — „Der besser,“ fügte der andere hinzu, „lassen Sie mich fortfahren und Ihnen die Mäße ersparen. Ich würde, wie Sie sagen, von dem Vertrauen eines vornehmen Herrn in das Wäskaler Arbeitshaus gebracht und dort gelassen. Aber dieser vornehme Herr hatte nicht den leinsten Verdacht hiervon, sonst würde ich allem Anscheine nach jetzt nicht mit Ihnen reden.“ — „Wirklich?“ — „Er glaubte mich in einem Findelhaufe Frankreichs untergebracht. Zunächst, verlassen Sie sich darauf! Weber mein Dufel, der sich Sir Barnard Gaston nannte, noch Gumpbrey Skillet liegen sich träumen, daß der rechtmäßige Erbe von Moultry der Laufbursche des Armenhauses sei.“ — „Ist es möglich?“ rief Smooth. „So bezieht sich also der Artikel in der „Morgenpost“ auf Sie?“ — „Zu dienen.“ — „Und dieser Bekford?“ — „Dat alles eingestanden,“ erwiderte Collin. „Sie sehen demnach, wie völlig wertlos das Anerbieten Ihres achtbaren Klienten ist.“ — „So fürchte ich.“

Voll Unmut über den Erfolg seines Besuchs, empfahl sich Mr. Smooth und nahm denselben Abend noch Postpferde nach Wäskal, um Gumpbrey, den er schließlich dazu gebracht hatte, ihm das Geheimnis anzuvertrauen, auf welchem seine letzte Hoffnung beruhte, die fatale Nachricht zu überbringen.

Des anderen morgens in aller Frühe umzog eine Schar Bauleute das Haus in der Oxford Straße mit einem Bretterverschlag, und das Werk der Restaurierung begann. Gis und ihr Mann, die seit vielen Jahren die getreuen Diener des Hauses gewesen, waren Tag und Nacht auf der Wache und legten sich nur wieder, wenn Edward Gaston oder Collin Cray sie ablösten.

Ob und wie der Abbruch des Hauses zu dem erwünschten Ziele führte, werden wir bald sehen. Für jetzt führt uns der Faden unserer Erzählung in das Gefängnis des Armenhausmeisters, der während der Abwesenheit seines Anwalts auf der Folter der Erwartung lag.

„Endlich!“ murmelte der Unglückliche, als er Mr. Smooth in seine Zelle treten sah. — „Mr. Cray weiß schon alles.“ — „Unmöglich!“ — „Bekford hat alles bekannt, mehr sogar, als Sie vermuteten; daß er der Sohn von Sir Barnards älterem Bruder ist, der beim Baden ertrank. Die Beweise sind

allen Anschein nach unlegbar. Er wird bald Sir Richard Gaston sein.“

Bei dieser Nachricht war Gumpbrey Skillet wie vom Blitze gerührt und sein Kopf sank schwer auf den Tisch vor ihm nieder. „Gäßen Sie sich mir anvertraut, ehe Bekford beichtete,“ sagte der Anwalt, „so hätte es anders gehen können.“ — „Was soll das aber aus mir werden?“ fragte sein Klient mit heiserer Stimme. — Mr. Smooth gab keine Antwort. Die Frage wurde wiederholt. — „Darüber kann ich mich nicht, wenigstens nicht mit Bestimmtheit, aussprechen, bis die Schmutgerichtsverhandlung vorüber ist.“ — „Daran zweifle ich nicht,“ entgegnete Gumpbrey mit bitterer Betonung. — „Sie müssen sich fassen.“ — „Das stüble ich selbst,“ sagte der Unglückliche, „mehr als je. Ich werde vorbereitet sein.“ — „Ganz gut, mein bester Herr, ganz gut. In derartigen Fällen geht nichts über Kaltblütigkeit. Es tut mir wirklich wohl, Sie so sprechen zu hören. Haben Sie mir sonst keinen Auftrag zu erteilen?“ — „Nein.“ — „Ich sollte doch fast meinen...“ bemerkte der Anwalt gedehnt. „Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen daß Ihr Vermögen, wenn Sie nicht vor einer etwaigen Verurteilung lektwillig darüber verfügen, dem Fiskus zufällt.“ — „Nehmen Sie alles!“ freizette Gumpbrey, „nur lassen Sie mir das Leben! Gelsen Sie mir fliehen. Ich will meinen Kerkermeister begahlen... reichlich bezahlen. Ich will... ich kann die Verhandlung nicht abwarten. Ich fenne das. Da werde ich dann Tag und Nacht bewacht, bis... Dann ist es zu spät!“ fügte er schauernd hinzu. — „Zu was zu spät?“ — „Zu nichts... Ueber mein Geld zu verfügen... wie Sie mir geraten haben.“ — „Es soll mit mir zu Grunde gehen,“ unterbrach ihn der Gefangene heftig, „es soll mit mir zu Grunde gehen.“ — „Wie Sie wollen,“ sprach der Anwalt Abschied nehmend. „Morgen früh komme ich wieder.“

Gumpbrey Skillet sah ihm mit bitterem Nachen nach, und fing dann an, den engen Raum seiner Zelle mit wilden Schritten zu durchmessen. Mehr als eine Stunde ging er so auf und ab, jetzt wütend mit den Armen festend und sein böses Gesicht verfluchend, im nächsten Augenblicke zerknirschend, völliger Wutlosigkeit zum Raube. Gegen Abend wurde er ruhiger und hartte ängstlich der Ankunft des Gefangenwärters, der ihn zu besuchen versprochen hatte.

Endlich erschien der Mann, ein langer, hagerer Burche von verchimmtem Gesichtsausdruck. Zu jener Zeit nahm man es in den Gefängnissen mit Aufrechterhaltung der Hausordnung nicht so genau, wie heutzutage; für Geld war so ziemlich alles zu haben. — „Haben Sie ein Recht gebracht?“ fragte der Wächter. — „Nein? Haben Sie über mein Anerbieten nachgedacht?“ — „Welches meinen Sie?“ — „Wegen der Flucht, Waples, der Flucht!“ — Mr. Waples schüttelte den Kopf. „Am Wollen fehlt's nicht,“ erwiderte er; „aber sehen Sie, es ist unmöglich. Ich hab's wohl hundertmal überlegt, von allen Seiten betrachtet, allein es geht nicht. Tod und der Portier schlafen beide in der Kooe, wo die Schlüssel hängen, und vor dem Bettgehen machen sie zusammen die Kinde, um nachzugehen, ob die Zellen alle geschlossen sind.“

Gumpbrey Skillet rang in stummer Verzweiflung die Hände. — „Warum wollen Sie denn die Verhandlung nicht abwarten?“ fügte der Sprecher hinzu. — „Ich will nicht,“ stöhnte der Unglückliche; „ich kann nicht.“ — „Nun ja! Es ist, scheint es, allerdings nicht viel Aussicht vorhanden,“ bemerkte phylologisch der Schlieker; „doch wird'ich's drauf ankommen lassen.“ — „Ich sag Ihnen aber, daß ich nicht will,“ rief der Gefangene ungestüm. „Und doch ist's nicht der Tod, was ich fürchte; es ist dieses Hin-ausführen, wenn die Sonne scheint und die Vögel singen, wie ich es als Knabe einst hörte... sondersbar, daß mir das eben jetzt einfällt, nicht wahr?... Die vielen tausend Gesichter sind's, die alle nur mich anstarren... was ich fürchte. Könnte ich allein sterben, hier in meiner Zelle, würde ich mir nicht so viel daraus machen!“ — Waples sah sich in dem kalten, näkten, von Granitmauern eingeschlossenen Raum um und schauderte zusammen.

„So muß es also doch dahin kommen,“ jetzte Gumpbrey hinzu. „Haben Sie es mitgebracht?“ — Der Mann zog ein Fläschchen aus der Tasche und hielt es gegen das Licht. — „Sind Sie auch gewiß, daß es das rechte ist?“ — „Ich hab' es selbst aus der Apotheke genommen,“ war die Antwort. — „Optium — ich fenne es zu gut, um mich zu irren. Ich war als Knabe ein halbes Jahr bei einem Chemiker in London.“ — „Geben Sie's her.“ — „Zuerst muß ich das Geld haben.“

(Fortsetzung folgt.)

